

Hans Heinz Holz

Einführung in die Philosophie von Leibniz

Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

INHALTSVERZEICHNIS

LITERATUR	3
1 LEIBNIZ: ALLGEMEINE CHARAKTERISTIK UND PHILOSOPHISCHE AUSGANGSLAGE	7
1.1 Leibniz als philosophischer Typus	7
1.2 Die geschichtliche Ausgangslage	10
1.3 Das Wissenschaftsverständnis der Leibniz-Zeit	14
1.4 Schwierigkeiten des Leibniz-Verständnisses	21
1.5 Die Grundidee der Leibnizschen Philosophie	26
2 DIE AUSEINANDERSETZUNG MIT DEM CARTESIANISMUS	31
2.1 Die Bedeutung des Descartes im 17. Jahrhundert	31
2.2 Leibniz und Malebranche	36
2.3 Die Bemerkungen zum Allgemeinen Teil der cartesischen Prinzipien	39
3 GOTT, VOLLKOMMENHEIT UND WELT IM ERSTEN SYSTEM-ENTWURF	49
3.1 Der Horizont des ersten System-Entwurfs	49
3.2 Gott als Infinitesimal	52
3.3 Das Optimum in der Natur	54
3.4 Das moralische Optimum	60
3.5 Erste Ursache und notwendig Seiendes	68
3.6 Gott und Universum	76
3.7 Die Dialektik des Gottesbegriffs	82

Diese Seite bleibt aus technischen Gründen frei

Literatur

1. Textausgaben:

Leibniz wird zitiert:

- in erster Linie nach der zweisprachigen Studienausgabe der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt, und zwar
 - Band I: Kleine Schriften zur Metaphysik (Kl. Schr.);
 - Band II/1: und II,2: Theodizee (Theod.);
 - Band III/1 und III/2: Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand (N.A.);
- in zweiter Linie nach der Ausgabe von C.J. Gerhardt, Die philosophischen Schriften, 7 Bände, Berlin 1875ff, Nachdruck Hildesheim 1965 (Gerh., Band- und Seitenzahl);
- in dritter Linie nach der Akademie-Ausgabe, Sämtliche Schriften und Briefe (Ak. Ausg., Reihe, Band- und Seitenzahl);
- ferner wurden noch folgende Ausgaben berücksichtigt:
 - Politische Schriften, hg. von Hans Heinz Holz, Frankfurt am Main und Wien 1966, 2 Bände (Pol. Schr.);
 - Opuscules et fragments inédits, hg. von Louis Couterat, Paris 1903, Nachdruck Hildesheim 1966 (Cout.);
 - Textes inédits, hg. von Gaston Grua, Paris 1948, 2 Bände (Grua);
 - Lettres de Leibniz à Arnauld, hg. von Geneviève Lewis, Paris 1952 (Lewis)
 - Leibniz et Malebranche, hg. von André Robinet, Paris 1955 (Robinet);
 - Leibniz, Theodizee, deutsch hg. von Johann Christoph Gottsched, Hannover und Leipzig 1744, (Gottsched);
 - Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie, deutsch von Ernst Cassirer und Arthur Buchenau, Hamburg 1966.

Begleitende Text-Lektüre:

Kleine Schriften zur Metaphysik, hg. von Hans Heinz Holz, Studienausgabe der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 1965.

1. Sekundärliteratur

a. ältere Sekundärliteratur

Ludwig Feuerbach, Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnizschen Philosophie. In: Gesammelte Werke Band 3, Berlin 1984. (Im Text: Feuerbach).

Bertrand Russell, A critical exposition of the philosophy of Leibniz, London 1900 (mit vielen späteren Auflagen).

Louis Couturat, La Logique de Leibniz, Paris 1901, Nachdruck Hildesheim 1969.

Ernst Cassirer, Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen, Marburg 1902, Nachdruck Hildesheim 1980.

Dietrich Mahnke, Leibnizens Synthese von Universalmathematik und Individualmetaphysik, Halle 1925. (Im Text: Mahnke).

Gerhard Stammler, Leibniz, München 1930. (Im Text: Stammler).

b. Sekundärliteratur nach 1945:

Karl (Paul) Schlechta, Leibniz als Lehrer und Erzieher, Mainz 1946. (Im Text: Schlechta).

Kurt Huber, Leibniz, München 1951.

Joachim Otto Fleckenstein, Gottfried Wilhelm Leibniz, München 1958.

Anna Simonovic, Dialektisches Denken in der Philosophie von Leibniz, Berlin und Budapest 1968.

Aron Gurwitsch, Leibniz - Philosophie des Panlogismus, Berlin und New York 1974.

Josef König, Das System von Leibniz. In Vorträge und Aufsätze, Freiburg/Br. 1978.

Albert Meinekamp und Franz Schupp (Hg.), Leibniz' Logik und Metaphysik, Darmstadt 1988.

Eric J. Aiton, Leibniz, eine Biographie, Frankfurt am Main und Leipzig 1991.

Hans Heinz Holz, Gottfried Wilhelm Leibniz, Frankfurt am Main 1992.

1 Leibniz: Allgemeine Charakteristik und philosophische Ausgangslage

1.1 Leibniz als philosophischer Typus

Am 14. November 1716 starb einsam in Hannover der siebzigjährige Reichsfreiherr Gottfried Wilhelm LEIBNIZ. Kaum jemand beachtete seinen Tod, einzig sein Sekretär begleitete den Sarg zur Grablegung. Und doch war LEIBNIZ ein geheimer Mittelpunkt der geistigen Welt seiner Zeit gewesen, hatte mit allen Großen jener Tage inhaltvolle Briefe gewechselt, hatte die gewiß wichtigste Erfindung des Jahrhunderts gemacht, nämlich die Infinitesimalrechnung entwickelt.¹ Mehr noch: Er war Diplomat im Dienste des Erzbischofs von Mainz und dann Hofrat im Dienste des Kurfürsten von Hannover gewesen, dessen Ansprüche auf den englischen Thron er mit Erfolg in ausführlichen Rechtsgutachten begründet hatte;² die Nachfahren jenes Georg LUDWIG, der 1714 als GEORG I König von England wurde, residieren noch heute im Buckingham Palast. Weiter: Die Gründung der Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin ging auf LEIBNIZ' Initiative zurück, er war ihr erster Präsident; als Berater PETERS DES GROßEN von Rußland und des deutschen Kaisers in Wien regte er auch die Bildung der Akademien in Petersburg und Wien an. Schon als junger Gelehrter war er, noch nicht dreißigjährig, zum Mitglied der Royal Society in London ernannt worden.

Ein von Ehren und Wirkung erfülltes Leben hat er also geführt, nicht nur als Philosoph und Forscher in der Studierstube, sondern mitten hineingestellt in das öffentliche Leben seiner Zeit, als juristischer und politischer Ratgeber von Fürsten und Kaisern, als Organisator des wissenschaftlichen Lebens, aber auch als Ingenieur, der seine physikalischen Forschungen zum technischen Nutzen der frühen Industrie verwandte; jahrelang hat er sich um Verbesserungen des Bergbaus im Harz bemüht, mit dem Ziel, menschliche Arbeit durch maschinelle zu ersetzen und so eine Steigerung der Förderungsleistungen zu erreichen. Auf vielen Gebieten

¹ Später entwickelte sich ein häßlicher Prioritätsstreit zwischen LEIBNIZ und NEWTON um die Erfindung des Infinitesimalkalküls. Beide hatten - unabhängig voneinander und mit verschiedenen Methoden - den Kalkül entwickelt, NEWTON deutlich vor LEIBNIZ. Jeder warf dem anderen Plagiat vor, die Royal Society entschied, unter dem Einfluß NEWTONS und seiner Anhänger, gegen LEIBNIZ. Erst spätere Mathematiker und Mathematikhistoriker stellten den Sachverhalt klar. Ein Vergleich der beiden Methoden (Fluxions- und Differenzenrechnung) zeigt, daß ihnen ganz entgegengesetzte metaphysische Voraussetzungen zugrundeliegen.

² Die eingehende Arbeit von Waltraut FRICKE, LEIBNIZ und die englische Sukzession des Hauses Hannover, Hildesheim 1957, kommt zu dem Ergebnis, den LEIBNIZschen Denkschriften und Einflußnahmen sei kein entscheidender Anteil an der Thronfolge zuzuschreiben. Dieses Urteil scheint sich mir zu sehr auf bloße Aktenbefunde zu gründen, die naturgemäß wenig Hintergrundmaterial liefern. Die Bedeutung, die der Stellung und juristischen Begründung aus der Feder eines so hoch angesehenen Mannes wie LEIBNIZ für die Meinungsbildung in politischen Kreisen zukam, ist m.E. wesentlich höher zu veranschlagen.

der Technik gibt es Verbesserungsvorschläge von ihm. Der technische Fortschritt war ihm aber nicht, wie so manchen Erfindern, ein Selbstzweck, geboren aus Freude an der Vervollkommnung der Mittel, sondern sollte nach seinem Willen im Dienste des Wohles der Menschen stehen. Technik und Wissenschaft erkannte er als eine Einheit mit dem Sinn, die Existenzbedingungen zu erleichtern, das Leben lebenswerter zu machen und die Menschen auf eine höhere Stufe der Bildung zu heben. Sein Geist war immer universell auf das Ganze gerichtet, und im Mittelpunkt des Ganzen sah er den Menschen. Auch der Staat repräsentierte für ihn nur das Ganze, insofern er das Glück seiner Bürger zu sichern unternahm. Die Universalität des Philosophen, des Gelehrten, des Technikers, Politikers, Juristen LEIBNIZ hat der Philosoph Ludwig FEUERBACH in seiner Darstellung, Entwicklung und Kritik der LEIBNIZschen Philosophie (1837) be-
redt beschrieben:

„Er hatte einen schlechthin unbeschränkten Sinn und Trieb, eine Neigung zu allen Wissenschaften ... Die Frucht dieses seines viel- oder vielmehr allseitigen Studiums, das er 'stets lernbegierig', sein ganzes Leben ununterbrochen hindurch, als ein wahres perpetuum mobile, mit rastloser Tätigkeit fortsetzte, war seine immense, überall gegenwärtige, bewundernswürdige Polyhistorie - bewundernswürdig nicht sowohl der Größe ihres Umfangs nach als vielmehr ihrer Qualität wegen, denn es war nicht die Vielwisserei des toten Gedächtniskrämers, sondern eine geniale, produktive Polyhistorie. Sein Kopf war kein Herbarium; seine Kenntnisse waren Gedanken, waren fruchtbare Zeugungsstoffe... Alles in ihm war Geist und Leben, seine Konsumtionskraft Produktionskraft. Er umfaßte nicht nur die verschiedensten, ja, entgegengesetztesten Zweige des Wissens, sondern auch die verschiedensten Eigenschaften und Anlagen, auf denen sie allein sprossen und Früchte tragen. Alle Geistesgaben, die gewöhnlich nur geteilt sich finden, konzentrierten sich in ihm: die Eigenschaften des abstrakten und praktischen Mathematikers, des Poeten und des Philosophen, des Historikers und Erfinders - ein Gedächtnis, das ihn der Mühe entthob, das, was er einmal aufgeschrieben, je wieder nachzulesen, das mikroskopische Auge des Botanikers und Anatomen und der freie Überblick des generalisierenden Systematikers, die Passivität und Rezeptivität des Gelehrten und die Sprödigkeit und Kühnheit des Autodidakten und selbständigen, auf den Grund dringenden Forschers“ (FEUERBACH, 1984, S. 17 f).³

Den neueren Forschern ist die enzyklopädische Weite des LEIBNIZschen Wissens und Denkens fremd geworden. Die einen spezialisieren sich nur noch auf besondere Aspekte seines Denkens, die Logik oder die Metaphysik, die Mathematik *oder* die Jurisprudenz, die anderen können darin nur noch die Unübersehbarkeit und Zersplitterung eines barocken Denkstils erkennen; er bleibt ihnen unverständlich,

„weil LEIBNIZ als Mensch des Barock in Vielheiten, in Mannigfaltigkeiten zu leben und zu denken gewohnt war... Das Werk LEIBNIZens ist ein Mosaik gewaltigsten Ausmaßes, überall zwar unvollendet, aber in seinen einzelnen Zügen doch gut erkennbar... So sehen wir in LEIBNIZ einen Vertreter des Vielheitsstils, in der besonderen Ausprägung der Betonung des Unendlichen, des Ausgljeichs, der Verhaftung der Teile untereinander, des Ausschöpfens eines Universums“ (STAMMLER, 1930, S. 149 f).

³ Ludwig FEUERBACH war der erste - und mehr als ein Jahrhundert lang der einzige - deutsche Philosoph, der die innere Struktur des LEIBNIZschen Systems erkannte und rekonstruierte. Vgl. Hans Heinz HOLZ, FEUERBACHS LEIBNIZ-Bild, Annalen der internationalen Gesellschaft für dialektische Philosophie - Societas Hegeliana, Band II, Köln 1986, S. 120 ff.

Für Karl SCHLECHTA stellte sich hingegen das „Barock“ der Denkergestalt LEIBNIZ nicht als Mosaik disparater Elemente dar, sondern als die große Fähigkeit zur Synthese

„im gleichen Umfange und mit demselben Reichtum aller Erscheinungsformen, wie sich uns etwa die attische Philosophie im Stagiriten (d.i. ARISTOTELES), die Scholastik in Thomas VON AQUIN vergegenwärtigt. Eine solche Fülle und Genialität des Wissens war seit ARISTOTELES nicht mehr in einem einzigen Kopfe vereinigt“ (SCHLECHTA, 1946, S.6).

Schlechta folgte damit dem LEIBNIZ-Bild Dietrich MAHNKES, der LEIBNIZ als den „Typus des harmonischen Synthetikers“ gekennzeichnet hatte (MAHNKE, 1925, S. 305 ff). Er sah die alle metaphysischen Synthesen übergreifende synthetische Leistung von LEIBNIZ darin, daß dieser nicht nur einen theoretischen Standpunkt einnimmt, von dem aus er (wie HEGEL⁴) alle anderen Standpunkte unter sich subsumieren kann, sondern gleichsam in einer „(Meta-)Theorie der Theorien“ die relative Wahrheit jedes Standpunkts, ja sogar noch den Wahrheitsgehalt, der ihm zukommt, anzugeben vermag.

„Er stellt sich nämlich die Aufgabe, die subjektiven `Ansichten' der verschiedenen philosophischen Richtungen zu einem `System von Perspektiven' der gleichen `Objektivität' zu vereinigen... und so gelten ihm nun auch die zahllosen philosophischen `Ansichten' trotz ihrer Gegensätzlichkeit als Projektionen derselben Wahrheit, nur unter Verwendung verschiedener Projektionszentren... Es ist also ein objektiver Perspektivismus, den LEIBNIZ an die Stelle des subjektiven Relativismus setzt, nämlich eine universelle Systematik aller individuellen Erkenntnisstandpunkte“ (MAHNKE, 1925, S. 316 f).

Diese objektive Perspektivität, die Pluralität nicht pluralistisch als eine beliebige Vielzahl von verschiedenen Einzelheiten versteht, sondern sie „mit metaphysischer Strenge“ als die Manifestation der sich aufgliedernden Einheit des „Universums“ (nicht „Pluriversums“) begreift, ist die Besonderheit des LEIBNIZschen Weltkonzepts. Welt kann nur als ein geordneter Zusammenhang der Vielen, als universelle Harmonie gedacht werden - und das LEIBNIZsche Denken in seinem inneren Zusammenhang muß als methodische Konstruktion und metaphysische Darstellung der universellen Harmonie nachvollzogen werden.

Das ist umso schwieriger, als LEIBNIZ nur kurze, thesenartige Résumés seiner Philosophie gegeben hat,⁵ und die vielfältigen Aspekte seines

⁴ Für HEGEL ist die Geschichte der Philosophie die systematische Entfaltung des Begriffs von der Einheit und Ganzheit der Welt, sodaß das philosophische System, das diese Geschichte in sich umfaßt und expliziert, alle anderen Systeme als Vorstufen und Momente seiner selbst begreifen und sich unterordnen kann. So wird die Einheit des weltanschaulichen Denkens oder der geistigen Gattungsgeschichte der Menschheit von einer Position aus konstruierbar, allerdings um den Preis der Unselbstständigkeit aller anderen Positionen.

⁵ Das einzige große philosophische Werk, das LEIBNIZ zu Lebzeiten veröffentlichte, war die „Theodizee“ (1710). Sie hat einen anderen Charakter als die metaphysischen Begründungsschriften. Sie ist keine zusammenhängende Darstellung seines Systems (wenn auch oft als solche mißverstanden), sondern dessen Anwendung

Weltbegriffs erst bei Durchsicht seiner riesigen Korrespondenz und einer schier unübersehbaren Menge von Notizen sich erschließen. SCHLECHTA hat richtig hervorgehoben, daß diese Verstreutheit der Gedanken die Stilform ist, in der sich der Denktypus LEIBNIZ realisiert.

„Die Form, in der LEIBNIZ seine Ideen mitteilte, waren größtenteils Briefe, Aufsätze und Gespräche. Die literarische Form aber ist so wenig eine zufällige wie die natürliche: der immer lebendige Reichtum dieses Geistes, der Umfang, die Unmittelbarkeit und Intensität seiner Interessen sprachen sich im soeben bezeichneten Stil am reinsten aus. Die erlebte Mannigfaltigkeit des Gegebenen und die Gewandtheit dieses durch keine Schwierigkeiten zu ermüdenden Verstandes konnten in der Gelegenheitsschrift oder im Brief mit größerem Nuancenreichtum, d.h. adäquater in Erscheinung treten als in einer schulgerecht verfahrenen Darstellung“ (SCHLECHTA 1946, S. 10).

Anders gesagt: Die Aussageform von LEIBNIZ ist selbst ein Ausdruck dessen, daß das Individuum in ein Netz von Beziehungen und Perspektiven eingeknüpft ist, durch die es sich definiert und deren mannigfache Reflexe in seinem Bewußtsein erst die Fülle der Inhalte seines Weltbildes ausmachen.

1.2 Die geschichtliche Ausgangslage

Zu dieser Ausbreitung in ein individuelles Kommunikationsfeld hat zweifellos auch die historisch-politische Lage beigetragen, in die LEIBNIZ sich als politisch aktiver Mensch gestellt fand. Er wurde am 1. Juli 1646, also zwei Jahre vor dem Ende des Dreißigjährigen Krieges (1618 - 1648) geboren. Das Deutsche Reich war nur noch als ein lockerer Verband von Klein- und Mittelstaaten -zeitweilig etwa zweitausend selbständige Reichsstände! - aus dem Westfälischen Frieden (1648) hervorgegangen; die Reichseinheit war nur noch symbolisch durch den „Supremat“ des Kaisers und einige Bundesinstanzen (Reichstag, Reichskammergericht, Reichshofrat) gewahrt, im übrigen war allen Reichsständen nach Art. VIII § 1 des Vertrags von Münster die landesherrliche Souveränität zugestanden; sie sollen

„in freier Ausübung der Landshoheit in kirchlichen wie weltlichen Dingen in ihren Vollmachten und Hoheitsrechten und im Besitz all dieser Dinge kraft dieses Vertrages so bestätigt und gesichert sein, daß sie von niemandem jemals unter irgend einem Vorwand tatsächlich gestört werden können oder dürfen“.

Und diese Souveränität war sogar auf das Recht zu selbständiger, wenn auch nicht reichsfeindlicher, *Außenpolitik* ausgedehnt (§ 2):

„Vor allem aber sollen alle Reichsstände das Recht haben, unter sich und mit auswärtigen Staaten Bündnisse zu schließen zu ihrer Erhaltung und Sicherung, jedoch derart, daß solche Bündnisse sich nicht gegen Kaiser und Reich und den Reichsfrieden oder vor allem gegen diesen Vertrag richten, und in allem vorbehaltlich des Eides, wodurch jeder dem Kaiser und dem Reiche verpflichtet ist“.

auf ein weltanschauliches Problem: Wie nämlich eine universell harmonische Welt das Böse, die Negativität, also den Widerspruch zu sich selbst enthalten könne.

Es liegt auf der Hand, daß unter den Bedingungen solcher politischer Zersplitterung und territorialer Aufspaltung in zahllose kleine Staatsgebilde mit auseinanderstrebenden Interessen sich ein kulturelles Zentrum nicht ausbilden konnte. Wer in Deutschland sich der Wissenschaft oder Literatur widmete, hatte kein staatlich initiiertes und gefördertes Institut, wie die 1635 von RICHELIEU gegründete Académie française oder die 1660 von KARL II bestätigte Royal Society, sondern mußte sich in individuellen Kontakten den Kreis von Korrespondenzpartnern schaffen, dessen er zur Kritik und Förderung seiner eigenen Forschung bedurfte. Aus dieser Erfahrung hat LEIBNIZ zeit seines Lebens an der Errichtung von wissenschaftlichen Zentren gearbeitet, die das geistige Leben der Nation organisieren und für den gesellschaftlichen Fortschritt nutzbar machen sollten. Schon als Dreiundzwanzigjähriger hat er 1669 den Entwurf zu einer „Philadelphischen Gesellschaft“ ausgearbeitet, in dem es u.a. heißt:

„Es werden die Künste und Wissenschaften vermehrt werden durch eine allgemeine Korrespondenz, so umfassend sie nur sein kann, sowie durch sorgfältigste Vertiefung in die Natur der Dinge.

Beides, die Erfindung selbst wie auch das Eingießen der Erfindung in die Geiste, kann sowohl durch einzelne geschehen wie auch durch die gemeinschaftlichen Bemühungen einer weit ausgedehnten Sozietät.

Es ist jedoch offensichtlich, daß bei weitem mehr mit größerem Nutzeffekt durch die Sozietät erreicht werden kann als durch die Mühe einzelner, die untereinander unverbunden sind und gleichsam auf einer Rennbahn ohne Ziel keuchen“ (LEIBNIZ, Pol. Schr. II, S. 22).

Deutschland könne, so meinte LEIBNIZ zwei Jahre später in dem *Grundriß eines Bedenkens von Aufrichtung einer Sozietät in Deutschland zu Aufnehmen der Künste und Wissenschaften* (1671), durch die Konzentration und Förderung der Wissenschaften auch den technisch-wirtschaftlichen Rückstand gegenüber seinen großen Nachbarländern aufholen, weil durch eine Akademie „Manufakturen darin zu stiften und per consequens Kommerzien dahin zu ziehen..., ein sicher Banko zu formieren, in Kompagnien zu treten, bei den formierten Aktien zu erhandeln, die Deutschen zur Handlung zur See aufzumuntern..., die Schulen zu verbessern..., die Handwerke mit Vorteilen und Instrumenten zu erleichtern“ (ebd., S.40) seien.⁶ Solche Pläne finden aber noch dreißig Jahre lang kein Gehör bei den Fürsten; erst die Königin SOPHIE CHARLOTTE VONPREUSSEN, die als hannoversche Prinzessin die Schülerin von LEIBNIZ und später stets seine Gönnerin und Vertraute gewesen ist, ermöglichte ihrem großen Freund und Lehrer die Gründung der kurbrandenburgischen Sozietät der Wissenschaften zu Berlin, der späteren Preussischen Akademie der Wissenschaften (1700).

Sicher waren es die Folgen des Dreißigjährigen Krieges gewesen, die die „deutsche Misere“ verstärkt und die Rückständigkeit des Landes besiegelt

⁶ Zu seinen Projekten bemerkt LEIBNIZ allerdings illusionslos: „Aber leider es gehet mit uns in Manufakturen, Kommerzien, Mitteln, Miliz, Justiz, Regierungsform mehr und mehr zum schlechten, da dann kein Wunder, daß auch Wissenschaften und Künste zu Boden gehen“ (LEIBNIZ, Pol. Schr. II, S. 51).

hatten. Die Anfänge aber reichen schon weiter zurück. In seiner brillanten Darstellung der Lage Europas um 1618 - also vor dem Ausbruch des Krieges - hat Golo MANN das zerfallende Deutsche Reich trefflich charakterisiert:

„Es war ein Chaos sich bekämpfender, durchkreuzender, an einander vorbeizielender Willenszentren, wenn der Wille überhaupt ein Zentrum hatte und wußte, was ihm noch zu wollen übrig blieb“.⁷ Zunftschränken in den selbständigen Städten hinderten die Entwicklung des Gewerbes, Zoll- und Handelsschränken erschwerten den Warenverkehr und lenkten den internationalen Transfer auf andere Wege, hohe Abgaben an die geldbedürftigen Territorialherren verminderten das Investitionskapital, die konfessionelle Spaltung vertiefte die Gräben zwischen den einzelnen deutschen Ländern; so konnte ein aufstrebendes Gewerbebürgertum kaum entstehen, und der Adel hielt an seinen Vorrechten und an der Ausnutzung des Grundeigentums fest, mit wachsendem, am Standard der entwickelteren Nachbarländer orientiertem Luxusbedürfnis und immer stärkerer Ausbeutung und Bedrückung der Bauern. Diese Entwicklung hatte schon im 15. Jahrhundert eingesetzt und war um 1600, als in England und Frankreich zentral organisierte Wirtschaftseinheiten entstanden, bereits weit gediehen.

Der Krieg allerdings vernichtete dann jede Möglichkeit, aus der Entwicklung in den Nachbarstaaten zu lernen, Gewinn zu ziehen und den Rückstand aufzuholen. Die Feldzüge der dreißig Jahre fanden ja in Mitteleuropa statt, die Heere plünderten das Land aus, die dauernden Kontributionen zur Aufstellung neuer Heere ließen die Städte und kleineren Staaten verarmen. Wo Zahlen vorliegen, weisen sie übereinstimmend während der Kriegsjahre einen Bevölkerungsrückgang auf ein Drittel der ursprünglichen Einwohnerzahl, eine Vermögensschrumpfung auf ebenfalls ein Drittel und die Verminderung der Handwerksbetriebe und Produktionsstätten im gleichen Umfang aus. Es brauchte zwei Generationen, das heißt bis zum Ende des Jahrhunderts, bis der Vorkriegsstand wieder erreicht war.

Auch wenn der ökonomische Niedergang Deutschlands durch den Krieg nicht ausgelöst, sondern nur verstärkt wurde, so blieb doch das Kriegstrauma über lange Zeit ein Moment der deutschen Bewußtseinslage und hatte Konsequenzen für die Problemstellungen der deutschen Philosophie bis hin zu Immanuel KANTS Schrift *Vom ewigen Frieden* (1795).⁸ LEIBNIZ' philosophisches, religionspolitisches und staatspolitisches Bemü-

⁷ Golo MANN, Das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges, in Golo MANN/Alfred HEUSS (Hrsg), Propyläenweltgeschichte, Band VII, S. 146, Frankfurt/Main und Berlin 1964; TB-Ausgabe 1976.

⁸ Analog hat Hermann KLENNER die Erfahrungen des englischen Bürgerkriegs als emotionalen Hintergrund der englischen Staatsphilosophie des 17. und 18. Jahrhunderts kenntlich gemacht. Vgl. H. KLENNER, Mr. LOCKE beginnt zu publizieren oder das Ende der Revolution, in John Locke, Bürgerliche Staatsgewalt und Gesellschaft, hrsg. von H. KLENNER, Leipzig 1980, S.295 ff.

hen kann ganz unter diesem Gesichtspunkt verstanden werden; Gerhard KRÜGER hat 1946 seinen Festvortrag zum 300. Geburtstag des Philosophen unter den Titel gestellt: „LEIBNIZ als Friedensstifter“. Es gibt zahlreiche politische Memoranden und juristische Abhandlungen von LEIBNIZ zu einer europäischen Friedensordnung, aber auch Niederschriften, die den inneren sozialen Frieden zum Ziel haben; viel Zeit und Arbeit hat er in seine Anstrengungen zur Herstellung des konfessionellen Friedens, letztlich mit dem Ziel der Wiedervereinigung der Konfessionen, investiert; und das philosophische Konzept einer Ordnung kompossibler (zusammen möglicher und verträglicher) Verschiedener ist der Versuch, die logisch-ontologische Grundlage für die Idee eines friedlichen, harmonischen Welt zu finden.

Die Einheit des LEIBNIZschen Denkens, die manche Philosophiehistoriker bei ihm nicht zu entdecken vermochten, liegt in der Überzeugung, daß ontologische Grundlage, wissenschaftliche Erkenntnis von Natur und Menschenwelt und gesellschaftlich-politische Ordnungsidee demselben Prinzip der universellen Harmonie entspringen, das sich in der streng geregelten Verknüpfung der Dinge zeigt und in der politischen Organisation wie dem ethischen Verhalten der Menschen mit freiem Willen aus Vernunftkenntnis verwirklicht werden muß. Die wechselseitige Anpassung der Monaden als Struktur einer einheitlichen Welt von unendlich vielen verschiedenen Individuen ist dieselbe, die auch die öffentliche Sicherheit (*securitas publica*) und das öffentliche Wohl (*salus publica*) oder das allgemeine Wohl (*commune bonum*) bestimmt; die Gemeinschaft einer Vielheit von Einzelnen beruht auf dem Prinzip der Friedlichkeit: „Das Recht entspringt aus dem Prinzip der Erhaltung des Friedens“ (LEIBNIZ, *Elementa iuris naturalis*, AA IV,1). Der Friede - das heißt logisch: die Auflösung der Widersprüche in Kompossibilität - ist die allgemeinste und aus allen Verletzungen immer wieder herzustellende Form des kosmischen Gleichgewichts, weil Welt „die Verknüpfung oder die Anpassung aller erschaffenen Dinge an jedes einzelne von ihnen und jedes einzelnen an alle anderen“ bedeutet (LEIBNIZ, *Monadologie* § 56, Kl. Schr., S. 465). Metaphysische und politische Ordnung entsprechen einander. Das ist das zeitgeschichtliche Credo, die Überwindung des Kriegstraumas unter der Idee des Vertrags: „Die Versicherung des Friedens ist der größte und sicherste Punkt... Die Versicherung des Friedens besteht in zwei Punkten, erstlich in Abtueung aller Kriegsprætexte, zweitens in Formierung einer so viel möglichen beständigen Allianz der Garantie“ (Pol. Schr. I, 72). Sozusagen aus einer Affinität des Zeitempfindens konnte nach dem 2. Weltkrieg die LEIBNIZ-Problematik metaphysisch wie politisch ganz aktuell aufgenommen werden.⁹

⁹ Die zahlreichen durch den LEIBNIZ-Gedenktag 1946 inspirierten Veröffentlichungen lassen diese zeitgeschichtliche Affinität spüren.

1.3 Das Wissenschaftsverständnis der Leibniz-Zeit

Die Historiographie der Wissenschaften orientiert sich heute gern am Begriff der „wissenschaftlichen Revolutionen“ und kennzeichnet diese durch einen Vorgang, der als „Paradigmenwechsel“ bezeichnet wird.¹⁰ Gewonnen wurde dieses Modell der Wissenschaftsgeschichte am Übergang zur Neuzeit als dem schlagendsten Beispielfall, der durch die Ablösung des ptolemäischen Weltbildes durch das kopernikanische charakterisiert ist. Ohne auf die methodologischen Probleme einzugehen, die sich mit dem von Thomas KUHN eingeführten historiographischen Modell verbinden,¹¹ läßt sich wohl sagen, daß die Philosophie des 17. Jahrhunderts unter dem Eindruck der grundlegenden Veränderungen des wissenschaftlichen Weltbildes stand und weltanschauliche Entwürfe zur Integration des neuen und rapid sich erweiternden Wissens vorlegte.

Natürlich kam die wissenschaftliche Revolution, die man - eine Jahrhundertlage zusammenfassend - mit dem Namen GALILEI verknüpfen kann, nicht plötzlich wie aus heiterem Himmel. Der Wandel der Forschungsmethoden und der weltanschaulichen Deutung hatte sich seit dem 13. Jahrhundert vorbereitet (wachsendes Interesse an der Beobachtung von Naturphänomenen) und im radikalen Nominalismus Wilhelms von OCKHAM (ca. 1288 - 1349) seinen wissenschaftlichen Ausdruck gefunden: Alle theoretischen Verallgemeinerungen wurden in den Bereich subjektiver Konstruktionen verwiesen und damit prinzipiell zur Disposition gestellt.

Dem Wandel in den Wissenschaften ging während des hohen und späten Mittelalters eine allmähliche Verbesserung der Techniken, eine daraus resultierende Produktionssteigerung und ein zunehmender Austausch von Überschußprodukten (örtliche Märkte, Fernhandel, internationale Messen) voraus. So entstanden neue Anforderungen an die Produktions- und Verkehrsmittel und an das für die Seefahrt nötige (vor allem astronomische) Wissen. In Übereinstimmung mit John Desmond BERNAL können wir drei Phasen der Wissenschaftsentwicklung am Beginn der Neuzeit unterscheiden: „die Epoche der Renaissance (1440 - 1540), die der Religionskriege (1540-1650) und die der Restauration (1650 - 1690)“ (BERNAL 1970, 354). Wissenschaft wurde zum erstenmal in der Geschichte der Menschheit unmittelbar in den Prozeß der Entwicklung der Produktivkräfte integriert,

¹⁰ Zum Begriff des Paradigmenwechsels vgl. Thomas S. KUHN, Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt am Main 1967 (englisch: The structure of scientific revolutions, Chicago 1962). Dazu: Kurt BAYERTZ (Hrsg), Wissenschaftsgeschichte und wissenschaftliche Revolution, Köln 1981; ferner: Werner DIEDERICH (Hrsg), Theorien der Wissenschaftsgeschichte, Frankfurt am Main 1974.

¹¹ Einwendungen gegen KUHN aus der Sicht eines realistischen Wissenschaftsbegriffs trägt z.B. vor: Ludovico GEYMONAT, Grundlagen einer realistischen Theorie der Wissenschaft, Köln 1980 (italienisch: Scienza e Realismo, Mailand 1977). Vgl. auch die Diskussionen des 4. Bremer Symposiums für Wissenschaftsgeschichte, in Manfred HAHN/Hans Jörg SANDKÜHLER (Hrsg), Geschichte als gesetzmäßiger Prozeß, Köln 1982. Der Vorstellung eines wissenschaftsgeschichtlichen Bruchs ist eher die einer „Epochenschwelle“ entgegenzusetzen; vgl. Hans BLUMENBERG, Die Legitimität der Neuzeit, Frankfurt am Main 1966.

technische Entwicklungen gingen in wissenschaftliche Problemstellungen über, wissenschaftliche Forschung wurde mit ihrer technischen Operationalisierung eins: „Der Forschungsvorgang des mechanistischen Wissenschaftlers läuft in der Praxis darauf hinaus, ein mechanisches Modell zu finden, das das reale Phänomen ersetzt, welches er analysieren will“. ¹² LEIBNIZ steht am Ende dieser zweieinhalb Jahrhunderte währenden Umwälzung der mittelalterlichen Einstellung des Menschen zur Welt; er kann schon ihre Resultate reflektieren und - wie wir sehen werden - auch schon ihre Unzulänglichkeiten und Widersprüche bemerken und ihre Grenzen durchbrechen.

Neu ist die Methode der Feststellung wissenschaftlicher Wahrheit, und sie ist es, die den Begriff der Wissenschaftlichkeit verändert. Dieser „Paradigmenwechsel“ vollzieht sich exemplarisch in der Mechanik:

„Die GALILEISCHEN Forschungen auf dem Gebiet der Mechanik hatten auch eine grundlegende methodologische Bedeutung, weil es ihnen - zum erstenmale in der Geschichte des menschlichen Denkens - gelang, ein ganz und gar befriedigendes Beispiel der systematischen Kombination von 'sicherer Beweisführung' und 'verständiger Erfahrung' anzubieten. Der neue Typus 'wissenschaftlicher Rationalität', der sich in dieser fruchtbaren Verbindung verwirklicht, stellt den Kern der experimentellen Methode dar.“ ¹³

Die Sicherheit der Beweisführung wurde durch den zwingenden Charakter mathematischer Konstruktionen gewährleistet - die mathematische Form der Reduktion auf identische Sätze ist seither das Muster der „notwendigen“ oder „Vernunft-Wahrheiten“ (vérités de raison) im Gegensatz zu den bloß aus der Erfahrung stammenden „kontingenten“ oder „Tatsachen-Wahrheiten“ (vérités de fait). ¹⁴ Während aber in der mittelalterlichen Scholastik die Übereinstimmung mit Grundsätzen der Vernunft und des Glaubens als Wahrheitsbeweis ausreichte, trat nun das Kriterium hinzu, daß eine Behauptung über die Wirklichkeit auch vor der durch den Verstand geprüften Erfahrung bestehen müsse (und dieses Kriterium verdrängte mehr und mehr die theologisch fundierten Vorgaben des Glaubens - bis hin zu der von LEIBNIZ vertretenen Auffassung, daß Gott sich an die natürlichen Gesetze des Weltlaufs halten müsse und keine Wunder tun könne).

Verständige Erfahrung, das ist aufgrund methodischer Fragestellung experimentell überprüfte Erfahrung; um von ihr zu „sicherer Beweisführung“

¹² Gianni MICHELI, Caratteri e prospettive del meccanismo nel Seicento, in Ludovico GEYMONAT, Storia del Pensiero Filosofico e Scientifico, Band II, Mailand 1977, S. 335. GEYMONAT nennt drei Rahmenbedingungen der neuen Wissenschaftlichkeit: „der ökonomische Fortschritt der ganzen Gesellschaft..., die Anforderung, die Mittel der Produktion, der Kommunikation und Distribution wirkungsvoller zu machen... und die philologischen Forschungen, die viele griechische und lateinische Werke wissenschaftlichen und technischen Gehalts verfügbar machten“. Ebd., S. 77.

¹³ Ludovico GEYMONAT, Storia..., a.a.O., S. 137.

¹⁴ Für LEIBNIZ vgl. Ingetrud PAPE, LEIBNIZ, Zugang und Deutung aus dem Wahrheitsproblem, Stuttgart 1949.

zu gelangen, müssen die Fragen so gestellt sein, daß die Antworten quantifizierbar, d.h. mathematisch ausdrückbar sind und so in die strenge Deduktivität mathematischer Konstruktionen überführt werden können. Das nicht zu übertreffende Exempel für diese Verfahrensweise war zu Beginn der Neuzeit die Mechanik.

„Der privilegierte Charakter, den die Mechanik stets im Hinblick auf alle anderen Naturwissenschaften besaß, beruht im wesentlichen auf der Tatsache, daß es durch die Behandlung der Bewegung der Körper im allgemeinen, sei es in Bewegung oder im Gleichgewicht, möglich ist, von allen anderen Erwägungen zu abstrahieren und daher die Analyse auf die einfachsten Bedingungen zurückzuführen... Die unleugbaren Erfolge, die auf diesem Gebiet der Forschung schon seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts aufeinander folgten, waren ein Ansporn, um andere Untersuchungen auf analoge Weise durchzuführen und hatten so die Auswirkung, die Bedingungen für den gesamten weiteren Fortschritt der Wissenschaften festzulegen.“¹⁵

Der Wissenschaftstypus der Mechanik wurde zum „metaphysischen Modell“.¹⁶ Das besagt, daß die Abstraktionen, die in der Mechanik die Konstruktion eines Gesetzeszusammenhangs und eines Systems von Welt erlauben, und die Verfahrensweisen, die die analytische Isolation dieser Abstraktionen ermöglichen, als konstitutiv für das Bild genommen wurden, das man sich von der Welt im ganzen machte. Am Ende dieser Periode wird NEWTON im Vorwort zur 1. Auflage der *Principia* (1687) diese Modellvorstellung noch in die Worte fassen: „Die ganze Aufgabe der Philosophie scheint darin zu bestehen, von den Bewegungserscheinungen aus die Kräfte der Natur zu erforschen und dann aus diesen Kräften die anderen Erscheinungen abzuleiten“.

Natürlich hängt der Übergang zur Mechanik als „Leitwissenschaft“ aufs engste damit zusammen, daß die entscheidenden technischen Fortschritte die zur Herausforderung der Wissenschaften wurden, auf den Gebieten der Mechanik und Hydraulik gemacht wurden; die Erfindung des Schießpulvers und die Konstruktion von Feuerwaffen führten zum Studium der Ballistik, mit der wiederum GALILEI'S Erwägungen über die Bewegung der Himmelskörper und über den freien Fall verknüpft sind (vgl. BERNAL 1970, S. 371 und 401). Technik war in jener Zeit fast ausschließlich Maschinenteknik; gemäß dem Funktionieren von Maschinen glaubte man die Verfassung der Welt begreifen zu können. (LEIBNIZ wird dagegen, wie wir sehen werden, Einwände erheben).

„Die Maschine, als explikatives Modell verstanden, vereinigt eine Gesamtheit von aufeinander abgestimmten, jedes für sich abstrakten materiellen Elementen und gibt ihnen eine bedeutungsvolle Korrelation; sie ist eine totale Vereinheitlichung des Wirklichen, die aus einer unendlichen Reihe von partiellen Vereinheitlichungen (den besonderen mechanischen Modellen) besteht, die verschieden und verschieden modifizierbar sind... Den mechanistischen Wissenschaftler interessiert nicht das Phänomen in seiner Besonderheit und auch in seiner unmittelbaren Konkretheit und

¹⁵ Gianni MICHELI, a.a.O., S. 333.

¹⁶ Vgl. Hans Heinz HOLZ, Was sind und was leisten metaphysische Modelle, in Sh. AVINERI u.a., Fortschritt der Aufklärung, Köln 1987, S. 165.

noch weniger das fremdartige und ausgefallene Phänomen: worum es ihm geht, ist die Rekonstruktion des Phänomens aufgrund eigener Postulate".¹⁷

Gerade die fortgeschrittensten Wissenschaftler wandten dieses Modell der Maschine auch auf die Wissenschaften vom Lebendigen an. Schon die großen Renaissance-Maler - Konstrukteure und Gelehrte auch sie - versuchten, den menschlichen Körper aus der Mechanik von Knochenbau und Muskulatur als System von beweglichen Elementen zu verstehen. Die Skizzenbücher und -blätter Leonardo DA VINCIS und Albrecht DÜRERS sind die bekanntesten Zeugnisse dieser Studien, die sich indessen quer durch die Kunst der Zeit feststellen lassen. Zum Lehrbuch der Anatomie wurde dann des Andreas VESALIUS (1514 - 1564) *De humani corporis fabrica libri septem* (1543), deren Bildtafeln von einem Tizianschüler gezeichnet wurden; VESALIUS machte „mit Enthusiasmus und Scharfsinn“ (GEYMONAT, S. 93) ernst mit der Forderung, die Kenntnis vom menschlichen Körper nur auf Beobachtungen zu stützen. Seine Schule an der Universität Padua (die eine bemerkenswerte averroistische Tradition mit materialistischer Tendenz seit dem Mittelalter bewahrte) wurde zu einem Zentrum frühneuzeitlicher Medizin.¹⁸

Von nicht minderer Bedeutung als GALILEI für die Physik war der englische Arzt William HARVEY (1578 - 1657) für die Medizin. Er bewies den Blutkreislauf im menschlichen Körper, nachdem der sog. „kleine Kreislauf“ des Herzens schon in Genf von Michele SERVETO (1509 - 1553), in Pisa von Andrea CESALPINO (1519 - 1603) und in Padua von Realdo COLOMBO (1520 - 1559) entdeckt worden war.¹⁹

Bei HARVEY „handelte es sich nicht mehr länger um bloßes Sezieren und Beschreiben, sondern um eine aktive Untersuchung, um ein Stück hydraulischer Forschungsarbeit, die mit Hilfe praktischer Forschungsexperimente durchgeführt wurde... Er wies nach, daß der Körper als eine Art hydraulischer Maschine angesehen werden konnte... HARVEYS schöner Beweis des Kreislaufmechanismus verlieh der Vorstellung großes Gewicht, daß der Organismus eine Maschine sei“ (BERNAL 1970, S. 410 ff).

Die weitere Entwicklung der Medizin als empirischer Wissenschaft beruhte auf der Anwendung des mechanischen Modells. Ältere organozentristische Vorstellungen, aufgrund deren damals nur ein intuitiver Zugang zur Krankheit möglich war, weil es kein angemessenes Strukturmodell für den Organismus gab, wurden in den Zwischenbereich der Volksmedizin und Scharlatanerie abgedrängt, wo sie sich mit allerlei animistischem und astrologisch-alchimistischem Aberglauben vermischten. Aus dieser Sphäre ragt PARACELSUS (1493 - 1541) heraus, der einen ganzheitlichen Naturbegriff mit der Einsicht in die, in ihren Abläufen zwar noch unbegriffene,

¹⁷ Gianni MICHELI, a.a.O., S. 335 f.

¹⁸ Wie Hans JANTZEN gezeigt hat, ist das Lehrbuch, das vor dem geöffneten Leichnam am REMBRANDTS berühmtem Gemälde „Anatomie des Dr. Tulp“ aufgeschlagen ist, das des VESALIUS gewesen. Siehe Hans JANTZEN, Die Aufsätze, Berlin 1951, S. 69 ff.

¹⁹ Vgl. Ludovico GEYMONAT, a.a.O., S. 91 ff.

aber in ihrer nicht-mechanistischen Eigenart schon erkannte Spezifik biochemischer Wirkungen verband. Konnte sich der in der Art des Mechanikers handelnde Arzt als aktiv Heilender verstehen, so hielt PARACELUS dem entgegen:

„Einen Kranken gesund zu machen, ist eine scientia. Nun ist diese scientia nit im Arzt, sondern in der Arznei. Daraus folgt dann, daß der Arzt, dieweil er scientia curandi nit hat, sondern allein scientiam administrandi, gezwungen wird wegen des Administrierens, daß er die scientia suchen muß in der Arznei, in der sie liegt“ (PARACELUS II, 470).

„Scientia“ ist hier natürlich nicht „Wissenschaft“, sondern die innere Eigenschaft, einer Wirkung kundig zu sein, also die Eignung zu etwas. Diese scientia kommt auch den Bäumen und Kräutern zu, „daß sie in aller Formierung, der Form und der essentia, auf ihr gerecht End kommen... Das Holz hat das von Natur aus in sich, und in der Natur ist es ein Baum, und eine solche scientia in ihm verborgen“ (PARACELUS I, 469, 467).

Die „Entelechie“ des ARISTOTELES und überhaupt ein teleologisches Naturverständnis setzen sich hier fort - zunächst in scharfem Gegensatz zur herrschenden Tendenz, aber andererseits doch auch wieder in Einklang mit ihr, insofern PARACELUS gegen das überkommene Lehrbuchwissen den Vorrang der Beobachtung und Beschreibung vertritt:

„Was in der Arznei nicht mit Werken erprobt wird, das hat seine Geltungsgründe verloren und gewinnt im Beweisgespräch noch minder... Eine jegliche Krankheit hat ihre eigne Arznei... Also merke: daß weiter gesucht werden muß, so lange, bis die Kunst, aus welcher die rechten Werke gehen, gefunden wird“ (PARACELUS II, 497, 502).

Allerdings wehrte sich PARACELUS dagegen, die mannigfachen Beobachtungen auf ein einfaches Modell zu reduzieren, sondern versuchte, der Komplexität des Lebensprozesses gerecht zu werden.²⁰ LEIBNIZ knüpft an diese Erfahrung der Komplexität an und wird ein dialektisches Strukturmodell dialektischer Beziehungen sowie die logische Methode der „Kombination“ von Elementen entwickeln, um die Mängel des Mechanismus zu überwinden. Aber auch er beharrt auf der Beobachtung als erster Stufe der Methode - nun jedoch auf einem höheren Niveau wissenschaftlicher und sozialer Organisation. Wer einen Bandwurmsatz nicht scheut, kann dies aus dem Grundriß eines Bedenkens von Aufrichtung einer Sozietät (1671) entnehmen. Es sei die Aufgabe einer Sozietät,

„die Medizin und Chirurgie zu verbessern, unzählig Anatomien an Tieren und Menschen zu tun, und dazu keine Gelegenheit zu versäumen, exactissimas historias medica nicht allein von Raritäten der Krankheiten, da uns doch die kurrenten Beschwerden mehr tribulieren, sondern auch gemeinen, aber nur zu wenig untersuchte Sachen zu annotieren, exactissima interrogatoria medica per artem combiantoriam zu formieren, damit keine Zirkumstanz noch Indikation ohne Reflexion entwi-

²⁰ „Auf Grund des Komplexcharakters der Chemie sollte sich gerade dieses intuitive und mythische Herangehen und nicht die rational-mechanische Einstellung bei der Weiterentwicklung der Chemie bis zu der im 18. Jahrhundert erfolgten Umwälzung am erfolgreichsten erweisen“ (BERNAL 1970, S. 375).

schen könne, und zu dem Ende alle minutias, darin ein Mensch in compaignie von Essen, Trinken, Schlafen, Postur, Gesten linearmenten etwas Sonderbares und Eigenes hat, anzumerken, gegeneinander zu halten mit dem, was ihm vorher an seinem Leib begegnet, kompatieren, auf das, was ihm hernach begegnet, Achtung geben, einen jeden historiam naturalem seines Lebens nach vorgeschriebenen interrogatoris formieren und gleichsam ein Journal halten lassen oder, da er nicht kann, ihm darin die Hand bieten, dadurch in kurzer Zeit connexio indiciorum inter se et cum causis et effectibus, seu temperamentis et morbis vielfältig erhellen und ein unglaublicher Apparat wahrer Aphorismen und Observationen entstehen wird, geschweige wie durch die Moral und Politik, deren großes Teil die Kunst, der Leute sowohl natürlichen Geist und inclinationen als gegenwärtige temporale Passionen zu erkennen, zu perfektionieren.“

LEIBNIZ' systematische Absicht, empirische Untersuchungen durch Wissenschaftsorganisation auf ein theoretisches Niveau zu heben und sie zu beweiskräftigen Formen der Erklärung zu entwickeln, entspricht der allgemeinen Tendenz, aus der das neue Verhältnis von Theorie und Praxis hervorgeht. Die Kenntnis der Natur mußte „aus des praktischen ins theoretische Feld“ übertragen werden, „aus dem Feld, wo die Spontaneität einfallsreicher Erfindungen herrschte, in das Feld, wo das rationale Studium der Probleme gefordert ist“.²¹ LEIBNIZ, so sehr er eine Begründung des Wissens auf die bloße meßbare Erfahrung ablehnte und ein Raster logisch-ontologischer Prinzipien annahm, die jeder Erfahrung a priori innezuwohnen und unabhängig von jedem besonderen Erfahrungsgehalt im Denken selbst festgestellt werden können, hat doch den Wert der Beobachtung, der empirischen Forschung nie hintangesetzt. Er möchte zwar über die Mängel des mechanistischen Modells hinauskommen und greift darum auf vor-mechanistische, intuitivistische Naturvorstellungen zurück; aber er tut dies nicht, um eine geheimnisvolle scientia in Anspruch zu nehmen, sondern um ein vollkommeneres Modell des Zusammenhangs der Elemente und Momente der wirklichen Welt zu konstruieren.

In gewisser Weise kann man sagen, daß der Weg der Wissenschaften durch eine schrittweise Ablösung der einzelnen Disziplinen von der Philosophie gekennzeichnet war und daß im Zuge dieser Ablösung die methodisch gesicherte Erfahrung an die Stelle bloßer Konstruktionen aus Verstandesüberlegungen trat. Aber schon in der Epoche, in der die Autonomie der Wissenschaften sich durchsetzte, vollzog sich auch die Umkehr: Die Wissenschaften begannen nach einer Philosophie zu suchen, durch die sie die Mannigfaltigkeit selbständig erworbenen Wissens wieder zu einem kohärenten Ganzen verknüpfen könnten, zu einem Bildteppich der Welt, der es dem Menschen erlaubt, die Orientierungspunkte auszumachen, von denen aus er seinen Ort und sein Handeln bestimmen könnte. Diese Philosophie muß wissenschaftlich sein, denn hinter den Erkenntnisstand der Wissenschaften darf kein Denken des Ganzen mehr zurückfallen.

„Eine geschlossene Disziplin des Experimentierens und Berechnens war entwickelt worden, eine einheitliche Methode, mit deren Hilfe früher oder später jedes Problem

²¹ Ludovico GEYMONAT, a.a.O., S. 132 f.

in Angriff genommen werden konnte... In ihren Anfangsstadien war die neue Experimentalwissenschaft notwendigerweise kritisch und destruktiv; in den späteren Entwicklungsphasen zielte sie jedoch darauf hin, eine neue Basis für eine Philosophie zur Verfügung zu stellen, die mehr mit den Bedürfnissen der Zeit in Einklang stand“ (BERNAL 1970, S. 465,464).

Mit dem Programm einer wissenschaftlichen Philosophie (das erst nach Ausbildung eines von der Philosophie unabhängigen Begriffs von Wissenschaft aufgestellt werden konnte) war an die Stelle des Nebeneinander von theoretischen Verallgemeinerungen und bloßen Beschreibungen ein neuer Typus von Welterfahrung getreten, in dem beide Erkenntniseinstellungen eine (methodologisch oft widerstreitend reflektierte²²) Einheit bilden.

„Die Naturerkenntnis oszillierte immer zwischen zwei entgegengesetzten Polen: Ausarbeitung allgemeiner Theorien, die darauf gerichtet sind, die ersten Prinzipien der Wirklichkeit festzustellen, um daraus eine rationale Erklärung aller Phänomene abzuleiten; und einfache Beschreibung eines begrenzten Ausschnitts aus der Erfahrung... Die Geburt der neuen Wissenschaft zeigte, daß ein dritter Typus des Wissens möglich war, in dem die theoretische Ausarbeitung und die Beobachtung der Tatsachen sich untrennbar miteinander verflechten, mit außerordentlichem Nutzen für beide Seiten... Offenkundig bewirkt ihre feste Bindung an die Erfahrung für alle so erworbene Erkenntnis eine nicht auszuräumende Vorläufigkeit, weil das Hervortreten neuer, zunächst nicht beobachteter Tatsachen in einem gewissen Augenblick - wenn diese Fakten sich theorieintern nicht mehr erklärbar erweisen - dazu nötigen kann, die Theorie zu berichtigen, zu modifizieren und vielleicht sogar aufzugeben.“²³

Nicht der Dualismus von Rationalismus und Empirismus, der die Wissenschaftsgeschichte seit DESCARTES durchzieht,²⁴ ist das Signum der Moderne; sondern die Konzeption eines prinzipiell unendlichen Erkenntnisfortschritts, der jeden gegenwärtigen Erkenntnisstand zu einer Zeit relativiert und vorläufig macht. Philosophische Systeme können den Anspruch auf absolute Wahrheit nicht mehr erheben. Sie sind Modelle, die das Ganze oder den Sinn ausdrücken und durch Ausweis ihres Konstruktionsverfahrens die Konstitutionsbedingungen ihres Entwurfs klarlegen und seine Überzeugungskraft beurteilbar und seinen Aussagegehalt interpretierbar machen. *Philosophie wird zur Hypothese* - und anders hat LEIBNIZ sein System auch nicht vorgetragen. Im § 15 des *Neuen Systems* macht er das deutlich. Zunächst sagt er von seinem System der prästabilierten Harmonie („Es ist diese in jeder Substanz der Welt von vornherein geregelte gegenseitige Beziehung, die das hervorbringt, was wir ihren Verkehr

²² Die Strömungen von „Rationalismus“ und „Empirismus“ im 17. und 18. Jahrhundert sind Ausdruck dieses methodologischen Widerstreits in der Form ontologischer Systematisierungen.

²³ Ludovico GEYMONAT, a.a.O., S. 138.

²⁴ Diese Entgegensetzung findet sich schon in den frühen Darstellungen der Geschichte der Philosophie, besonders, wo sie kurzgefaßte Übersichten geben: z.B. Wilhelm Gottlieb TENNEMANN, Grundriß der Geschichte der Philosophie, Leipzig 1812. Der *Grundriß* ist deutlicher dualistisch als der „große“ TENNEMANN, Geschichte der Philosophie Band X und XI, Leipzig 1817 und 1819. HEGEL wie SCHELLING entwickeln dagegen in ihren Vorlesungen zur Geschichte der Philosophie den inneren Zusammenhang von Rationalismus und Empirismus im Denken der Neuzeit.

nennen, und die einzig und allein die Verbindung von Seele und Körper ausmacht“): „Die Hypothese ist sehr wohl möglich“; dann beweist er die Möglichkeit, um fortzufahren:

„Sobald man also die Möglichkeit dieser *Hypothese der Übereinstimmung* einsieht, erkennt man auch, daß sie am vernünftigsten ist und eine wunderbare Idee von der Harmonie des Universums und der Vollkommenheit der Werke Gottes gibt“ (Kl. Schr., S. 221 f).

Metaphysik bekommt hier die wissenschaftliche Theorieform in der Besonderheit einer nicht empirisch verifizierbaren Theorie des Gesamtzusammenhangs der Welt. Philosophische Systeme sind nicht länger mehr Vorstellungen vom Ganzen, sondern transempirische Konstruktionen der plausibelsten (und am meisten explikativen) Form der Verknüpfung der mannigfachen Erfahrungsgegenstände zu einem Ganzen. Als vernünftige Konstruktion eines hypothetischen Konstrukts mit dem Erkenntnisstatus eines Strukturmodells ist LEIBNIZ' Theorie der universellen Harmonie zu verstehen.

1.4 Schwierigkeiten des Leibniz-Verständnisses

Von LEIBNIZ geht die große Bewegung spekulativer Metaphysik aus, die zu den Systemen des deutschen Idealismus führte und deren epigonale Erben alle späteren Philosophen gewesen sind. LEIBNIZ ist der Denker, der zuerst mit ungeheurerer begrifflicher Anstrengung die Vielheit der Welt im Gegensatz zu einer theologischen Begründung *aus einem zentralen innerweltlichen Prinzip* abzuleiten unternahm und damit das Ziel und die Aufgabe der Philosophie für die folgenden Zeiten setzte. Dieser Absicht konnte er nur durch die Ausarbeitung eines komplexen dialektischen Denkschemas gerecht werden, das er als Modell der Realverhältnisse verstand. Von LEIBNIZ führt so eine direkte Linie zum jungen SCHELLING, zu HEGEL und später zu MARX. Von ihm nimmt in der deutschen Philosophie jener Säkularisierungsprozeß seinen Ausgang, in dessen Verlauf die Philosophie die theologische Begründung der Welt aufgibt, um die Wirklichkeit aus sich selbst, aus ihrer systematischen Struktur zu begreifen. LEIBNIZ leitet die Verknüpfung aller einzelnen Seienden aus dem *principium rationis sufficientis* (Prinzip des zureichenden Grundes) ab, das besagt, „daß nichts geschieht, ohne daß es dem, der die Dinge genügend kennt, möglich wäre, einen Grund anzugeben, der zureicht um zu bestimmen, warum es so und nicht anders ist“ (Kl. Schr., S. 427). Da zu jedem einzelnen Grund wiederum ein anderer Grund muß angegeben werden können, würde die Kette der Gründe (*catena rationum*) eine unendliche Reihe ergeben, deren Anfang nur durch eine willkürliche Setzung eines Ersten (des „ersten Bewegers“ des ARISTOTELES oder des christlichen Schöpfergottes) ausgemacht werden könnte. Nichts aber hindert, die Reihe der Dinge (*series rerum*) ins Unendliche fortgesetzt zu denken. Daher kann der Anfang nicht am Anfang der Reihe liegen, der immer unbestimmt

bleiben würde, sondern muß mit der räumlich unbegrenzten und zeitlich ewigen Totalität aller Seienden zusammenfallen: Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile, und es ist logisch (wenn auch nicht empirisch) vor den Teilen, die durch den Gesamtzusammenhang, also ihre wechselseitige Verknüpfung, in ihrer Besonderheit, „so und nicht anders existieren zu müssen“ (ebd.), determiniert sind.

So gelangt LEIBNIZ zum Begriff der Determination des individuell Seienden als einer bloß innerweltlichen, über die hinaus eine *catena rationum* nicht weitergeführt werden kann und auch nicht weitergeführt zu werden braucht.²⁵ Wohl gebraucht er für die Weltordnung im Ganzen noch den Terminus Gott, aber als einen Terminus, der dem Begriff der „einzigen, universellen und notwendigen Substanz“ (Kl. Schr., S. 457) äquivalent ist, also den Titel für die strukturell-substantielle Einheit der Welttotalität darstellt.²⁶ LEIBNIZ säkularisiert die Philosophie nicht weniger radikal als SPINOZA, der Gott, Natur und Substanz gleichsetzte. Denn er entwickelt die Begründung des Seienden aus der Idee der Welt, d.h. aus der Idee des Seins im ganzen, als ontologisches Theorem. Das Argumentationsmuster einer spekulativen Philosophie verbindet ihn unmittelbar mit HEGEL.

Angesichts der Neuartigkeit des philosophischen Konzepts und der damit verbunden Schwierigkeiten, sich aus der überkommenen Vorstellungs- und Begriffswelt zu lösen, ist es nicht erstaunlich, daß LEIBNIZ' Philosophie schon zu seinen Lebzeiten auf Verständnissperren stieß und auch noch der Nachwelt mancherlei Deutungsprobleme aufgibt. Wir haben gesehen, wie die LEIBNIZsche Philosophie sich in einer Periode des stürmischen Aufbruchs der modernen Wissenschaften entwickelt. LEIBNIZ wurde vier Jahre nach dem Tode GALILEIS geboren, DESCARTES ist vier Jahre nach der Geburt von LEIBNIZ gestorben. NEWTON ist sein Zeitgenosse. Selbst mit mathematischen und physikalischen Forschungen befaßt und allen Veränderungen der Naturwissenschaften aufmerksam zugewandt, hat er wie kein anderer von der Fülle der empirischen Daten her begriffen, daß neue philosophische Denkmittel für den Entwurf eines der wissenschaftlichen Entwicklung entsprechenden Weltbildes zu erarbeiten notwendig war. Das Instrumentarium der aristotelischen Kategorien und der scholastischen Logik reichte nicht mehr aus, um die neu auftauchenden Probleme angemessen zu formulieren. Die von der Theologie und der von ihr abhängigen Metaphysik bereitgestellten Denkmodelle wurden durch die Erkenntnisse der Erfahrungswissenschaften gesprengt. Der Prozeß ge-

²⁵ Vgl. Hans Heinz HOLZ, LEIBNIZ - die Konstruktion des Kontingenten, in Klaus PETERS/Wolfgang SCHMIDT/Hans Heinz HOLZ, Erkenntnisgewissheit und Deduktion, Darmstadt und Neuwied 1975, S. 129 ff.

²⁶ Wir werden noch darauf zu sprechen kommen, daß der metaphysische Gebrauch des Terminus „Gott“ und der religiöse Gebrauch der Glaubensvorstellung „Gott“ bei LEIBNIZ zwar in seiner persönlichen Weltanschauung oft unscharf ineinander übergehen, aber in der strengen philosophischen Systemkonstruktion klar auseinandergehalten werden können.

gen GALILEI hatte die Unversöhnlichkeit des Widerspruchs signalisiert. Aber noch waren die philosophischen Methoden und Begriffe nicht ausgereift, die das Modell einer wissenschaftlichen Weltanschauung hätten abgeben können. Die Philosophien des DESCARTES und SPINOZA trugen noch den Ballast der scholastischen Traditionen mit sich: Der cartesische Gottesbeweis und die rigide Phänomenalisierung der mannigfaltigen Welt gegenüber der einzig wahrhaft seienden einen Substanz bei SPINOZA zeugen von den Schwierigkeiten, in die beide Denker bei ihren Versuchen, zu einer weltimmanenten Metaphysik vorzustoßen, gerieten. Eine neuzeitliche Metaphysik aber, die der sich Schritt für Schritt enthüllenden Dialektik der Natur Rechnung tragen wollte, mußte zu neuen Konzepten kommen, die die alte Substanzenlehre ablösen konnten.

Aus dieser Situation erwächst die Schwierigkeit, LEIBNIZ angemessen zu verstehen. Schon ihm selbst scheint diese Schwierigkeit bewußt geworden zu sein, sodaß sein Denken sich in immer neuen Anläufen und perspektivischen Varianten den Problemen von verschiedenen Seiten her zu nähern versuchte. Im Bemühen um Gespräch und Verständnis blieb für ihn die Auseinandersetzung mit den Zeitgenossen in Briefen und kritischen Schriften der Rahmen, in dem sich seine systematische Absicht entfaltete. Nur selten hat LEIBNIZ systematische Entwürfe skizziert - und auch dann meist nur in der Diskussion mit korrespondierenden Geistern; so 1685/86 die *Metaphysische Abhandlung*, die am Anfang der systematischen Publikationen der Reifezeit steht und für den berühmten jansenistischen Theologen und Philosophen, den Mitverfasser der *Logik von Port Royal*, Antoine ARNAULD bestimmt war; so 1714 die beiden *Vermächtnisschriften*, die *Monadologie*, deren Empfänger Rémond, die *Prinzipien der Natur und Gnade*, deren Adressat der PRINZ EUGEN war. Publiziert hat LEIBNIZ nur das *Neue System* und die Erläuterungen, mit denen er auf kritische Einwände antwortete (alle enthalten im Band *Kleine Schriften zur Metaphysik*).

Bei der Lektüre von LEIBNIZ-Texten ist also zu berücksichtigen: Er schreibt selten ausschließlich zur Selbstverständigung oder Selbstdarstellung. Meist sind seine Schriften (soweit es sich nicht um Notizzettel handelt) mit einem bestimmten Zweck verbunden; sie entspringen einem einmaligen Anlaß und sind an einen bestimmten Adressaten gerichtet. Daraus ergibt sich für LEIBNIZ die Notwendigkeit, zweierlei vom eigentlichen Systemkern zu trennen: erstens die diplomatischen Rücksichtnahmen, die sich aus der Absicht ergeben, mit der LEIBNIZ die Diskussion führt; zweitens die Abstimmung der Problemfassung und der Formulierung auf den Gesichtskreis des Adressaten, die dem Ziel dient, sich besser verständlich zu machen. Es schien LEIBNIZ geraten, seine eigenen, von Grund auf neuen Ideen in ein Gewand zu kleiden, das sie dem Gesprächspartner vertraut machen sollte. Als Diplomat und Hofmann war er, anders als die meisten Philosophen, an solche Taktik gewöhnt, ja sie muß ihm seit jungen Jahren, als er die politische Karriere im Dienst BOINEBURGS und des Mainzer Erzbischofs (als Protestant!) begann, zu einer zweiten Natur geworden

sein. Zudem hat LEIBNIZ - wie wir sehen werden - einen Substanz- und Wahrheitsbegriff entwickelt, demgemäß sich eine Sache unter verschiedenen Gesichtspunkten auf verschiedene Weise jeweils mit relativer Wahrheit darstellt, sodaß Perspektivenverschiebungen in der Präsentation seiner Gedanken ihm als ein angemessener Ausdruck seines relationalen Seinsverständnisses keine Schwierigkeiten machten.

„Man sieht deutlich, daß seine allseitig verstehende Duldsamkeit nicht etwa nur eine Klugheitsregel des geschmeidigen Hofmannes ist, sondern in erster Linie ein vernünftig begründeter methodischer Grundsatz der universellen Gelehrten... Auch die Relativität der Meinungen ist ihm nicht Ende, sondern Anfang, nicht Ziel, sondern Mittel, um zur Absolutheit der einen Wahrheit durchzudringen... Bei dieser Auffassung ist es also möglich, sie alle in gewisser Hinsicht, in ihrer relativen Berechtigung, gelten zu lassen und sich doch nicht in diesen Relativitäten zu verlieren...“ (MAHNKE 1925, S. 316; vgl. insgesamt S. 313 - 318).

LEIBNIZ stellt sich also in der Diskussion sehr weitgehend auf seine Kontrahenten ein. Oft läßt er sich sogar dazu verleiten, deren Basis zu beziehen, um überhaupt mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Schon Johann Christoph GOTTSCHED gibt in einer Anmerkung zu seiner deutschen Übersetzung der *Theodizee* darauf einen Hinweis (der gerade bei der *Theodizee* auch besonders angebracht ist):

„wie auch überhaupt in der Schreibart des ganzen Buches, welches doch eigentlich zu reden eine Streitschrift ist, die besondre liebevolle Gemütsart des Herrn von Leibnitz an. Er begegnet seinem Gegner nicht stolz, nicht feindselig, nicht argwöhnisch; viel weniger hitzig, trotzig und ketzermacherisch; nein er leget ihm fast seine Meinungen gar nicht zur Last; er entschuldiget ihn, indem er ihn tadeln muß; er lobet ihn, wenn er ihn widerlegt...“ (GOTTSCHED 1744, S. 140 f.).

Die in solchen Diskussionsschriften niedergelegten Gedanken müssen als eine Projektion LEIBNIZscher Ansichten auf eine jeweils durch das Gegenüber gegebene Ebene angesehen werden. Es bedarf immer der Kenntnis dieses Gegenübers, um den Kern, der für LEIBNIZ originär ist, herauszuschälen zu können. Die LEIBNIZ-Interpretation stellt sich derart vor Schwierigkeiten, wie sie bei fast keinem anderen Autor auftauchen.

Die Schwierigkeiten werden noch dadurch vergrößert, daß LEIBNIZ bei diesen diplomatischen Rücksichten und dem systematischen Entgegenkommen nicht stehen bleibt. Die Anpassung an die Gesichtspunkte des Gesprächspartners, das hypothetische Experimentieren mit Konzepten führt ihn bisweilen zur Übernahme fremder Auffassungen und Auslegungen in das eigene System, das heißt zu Überlagerungen in Details, die die Reinheit und Strenge seines ursprünglichen Gedankens trüben. Hinzukommt, daß er grundsätzlich in seiner Zeit gewisse Erkenntnisse erst ahnen, antizipieren, aber noch nicht explizit aussprechen konnte; daß er Vieles im begrifflichen Gewand seiner Zeit und Umgebung, das heißt in theologischen Kategorien denken mußte, was tatsächlich dem inneren Sinn nach rein weltlichen Charakter hat. Auch bei naturwissenschaftlichen Erklärungsmustern werden wir auf diese Diskrepanz zwischen konzeptioneller Treffsicherheit und zeitbedingter Phantastik stoßen.

LEIBNIZ hat selbst den Unterschied „exoterischer“ und „akroamatischer“ Rede, also volkstümlicher, allgemeinverständlicher (aber begrifflich unscharfer) und philosophisch genauer, für den Kenner bestimmter (aber schwer verständlicher) Formulierung, getroffen²⁷ und auf seine eigenen Schriften angewandt. Von der *Theodizee* sagt er selbst: „Endlich habe ich mich bemüht, mich bei allem auf die Erbauung zu beziehen“ (Theod., S. 63), was einschließt, daß die Abstraktion des spekulativen Begriffs nicht eingehalten wird; und der Vergleich mit der *Monadologie*, am Ende von deren Paragraphen LEIBNIZ auf die entsprechenden Stellen der *Theodizee* verweist, läßt den Abstand spüren, der zwischen einer philosophisch kompromißlos formulierten Thesen-Abhandlung und einer Popularisierung für den gebildeten Leser bei Hof und in den Bürgerhäusern besteht. Daß es unter der Oberfläche von Brief- und Konversationsstil ein eigentlich Gemeintes gibt, hat LEIBNIZ kenntlich gemacht, wenn er zuweilen hervorhebt, eine Aussage müsse „à la rigueur métaphysique“ (mit metaphysischer Strenge) verstanden werden.

Eben die Neuartigkeit der geistigen Situation LEIBNIZ' der auf der Schwelle eines neuen Zeitalters stand, bedingt die Doppelsinnigkeit seines philosophischen Ausdrucks. Für das, was er meinte, fand er kein begriffliches Instrumentarium vor, das er hätte benutzen und verfeinern können. Er mußte vielmehr jedem Denkgebilde erst eine angemessene Form verleihen, er mußte selbst die begrifflichen Mittel entwickeln, mit denen er dann arbeiten konnte. Es hilft wenig, wenn wir die Herkunft dieses oder jenes Terminus bei Vorgängern oder Zeitgenossen aufspüren. Im LEIBNIZschen System wandeln sich die Begriffe und nehmen einen eigenen, aus der Tradition nicht ableitbaren Sinn an.

So ist die erste Aufgabe einer Leibniz-Interpretation die „Richtigstellung der Begriffe“ im immerwährenden Überdenken der LEIBNIZschen Intentionen. Nichts darf ungeprüft hingenommen werden. Zugleich führt uns diese Vor-Arbeit aber auch schon ins Zentrum. Haben wir den korrekten Sinn der Schlüsselbegriffe gefaßt, so liegt der Zugang zum System offen - was bislang dunkel schien, wird deutlich und läßt sich in einen übergreifenden Zusammenhang einordnen.

Die systematische Konzeption der LEIBNIZschen Philosophie wird beim ersten Hinblick durch den Anschein einer äußerst zugespitzten idealistischen Konstruktion verdeckt. Die Bestimmungen der monadischen Substanz, *perceptio* und *appetitus*, *repraesentatio mundi* und Fensterlosigkeit scheinen auf den Bewußtseinscharakter der Monade zu deuten. Ihr tiefer liegender realistischer Sinn wird nicht erfaßt, wenn eben diese Bestimmungen in ihrer überlieferten Bedeutung genommen werden. LEIBNIZ sprengt den Bedeutungsrahmen der traditionellen Terminologie auf und erfüllt die Begriffe mit anderem Gehalt. Dies ist zu Eingang einer Untersuchung zu

²⁷ Von John LOCKE sagt er: „Er ist allgemeinverständlicher, während ich gezwungen bin, mitunter etwas mehr akroamatisch und abstrakt zu sein, was für mich, zumal ich in einer lebenden Sprache schreibe, kein Vorteil ist“ (N.A., S. IX).

bedenken, die die Konturen der grundlegenden Gedanken des LEIBNIZschen Systems umreißen will.

1.5 Die Grundidee der Leibnizschen Philosophie

Aus LEIBNIZ' späteren Lebensjahren gibt es ein aufschlußreiches Zeugnis über seinen philosophischen Werdegang. In das Jahrhundert der beginnenden Aufklärung, des Rationalismus hineingeboren, sah er sich einer allgemeinen Ablehnung der schulmäßig überlieferten aristotelisch-scholastischen Philosophie gegenüber. Dennoch schien ihm die rein mathematische Physik, die die Natur, das heißt die Materie, auf die ausgedehnte Masse reduzieren wollte, nicht ausreichend, um die Welt zu erklären. Schon in jungen Jahren bedrängte ihn das Problem; im Alter, wenige Jahre vor seinem Tode, schildert er in einem Briefe an seinen Korrespondenzpartner RÉMOND die Entwicklung seines Systems. Er berichtet:

„Der Schule entwachsen, lernte ich die Moderne kennen, und ich erinnere mich, wie ich als Fünfzehnjähriger in einem Gehölz bei Leipzig mit dem Namen Rosental spazierenging und darüber nachsann, ob ich an den substantiellen Formen festhalten sollte“ (Gerh. Phil. Schr. III, 606).

(LEIBNIZ schreibt, mit dem sächsischen Idiom seiner Geburtsstadt, den Namen des noch heute bestehenden idyllischen Rosentals mit einem „weichen“ d - der erste Laut sächsischer Mundart in der Philosophie!). Da haben wir im durchaus noch unreifen, jugendlichen Denken des angehenden Studenten schon das Grundproblem, das die spätere Philosophie von LEIBNIZ erfüllen und in ihr, von Werk zu Werk auf immer höherem gedanklichem Niveau, ausgearbeitet werden wird. Es ist sicher kein Zufall, daß gerade in der natürlichen Umgebung jenes reizvollen Haines sich ihm die entscheidende Frage stellt. Von einem plätschernden Bächlein durchzogen, sich in üppig grünenden, blumendurchwirkten Wiesen erstreckend, die von alten, dicht belaubten Bäumen beschattet werden, in denen die Vögel nisten - so ist dieses Rosental wirklich geeignet, dem Menschen vor Augen zu führen, daß die Natur, der Stoff, die Materie nicht tote, unbewegliche, ausgedehnte Masse ist, sondern von einem formgebenden Prinzip durchwaltet wird, dem sie den Reichtum ihrer Formen verdankt. Ein solches formgebendes Prinzip nannte die Scholastik „substantielle Form“. LEIBNIZ' Fragestellung, intuitiv mit dem Schauen der Natur als Lebensganzheit verbunden, geht also gleich auf den Kern der Sache.

In jenem Brief an RÉMOND fährt LEIBNIZ dann, die Entwicklung abkürzend, fort:

„Schließlich gewann die mechanische Theorie Oberhand und veranlaßte mich, mich mit der Mathematik zu befassen. Mit deren tiefsten Geheimnissen wurde ich aber erst im Umgang mit Herrn HUYGENS in Paris vertraut. Doch als ich die letzten Gründe der mechanischen Anschauungen und gar die Gesetze der Bewegung suchte, entdeckte ich zu meiner Überraschung, daß es unmöglich sei, sie in der Mathematik zu

finden, und daß man zur Metaphysik zurückkehren müsse. Das führte mich zu den Entelechien und vom Stofflichen zum Gestalthaften zurück“ (ebd.).

Man sieht also, wie der Grundzug des LEIBNIZschen Philosophierens auf den ersten Gedanken der Jugendzeit zurückgreift und ihn nun ins Systematische ausweitet.

LEIBNIZ war wahrlich ein Analytiker von Format. Seine mathematischen Entdeckungen, sein Entwurf einer künstlichen Zeichensprache (der ars combinatoria eingeordnet) beweisen das. Aber über das rein zerlegende Denken setzte er die Einsicht in den Zusammenhang einer Lebensganzheit, die allein mit den Mitteln der Analyse nicht zu erfassen ist. Dialektisch denken (wie wir heute sagen) heißt für ihn: die lebendige Ganzheit der Natur als Wirkungszusammenhang einsehen. So wird ihm zum obersten Grundsatz, daß alles mit allem zusammenhängt, jedes vom anderen mitbedingt ist und nichts in der Welt isoliert betrachtet werden kann. Jedes Ding spiegelt die ganze Welt (repraesentatio mundi). Alles ist eine zusammenwirkende Ganzheit (universelle Harmonie).

Innerstes Prinzip dieser in sich bewegten Einheit ist die Kraft. Darin nimmt LEIBNIZ die weitere Entwicklung der Naturwissenschaften intuitiv vorweg. Die Materie kann für ihn nicht länger mehr als eine rein mechanische, nur dem Trägheitsgesetz unterworfenen, ausgedehnten Masse angesehen werden, wie DESCARTES es mit seiner Lehre von der res extensa (der ausgedehnten Substanz) im Gegensatz zur res cogitans (der ausdehnungslosen Substanz des Denkens) gemeint hatte. Die Einführung der Kraft als metaphysisches Prinzip bedeutet die Überwindung der mechanistischen Naturauffassung und die Entdeckung der dialektischen Selbstbewegtheit der Natur. LEIBNIZ hat das selbst deutlich gesehen:

„Ich war schon sehr tief in das Land der Scholastik eingedrungen, als mich die Mathematik und die modernen Schriftsteller noch als sehr jungen Menschen wieder herausholten. Ihre schöne Art, die Natur mechanisch zu erklären, entzückte mich, und ich verachtete mit Recht die Methode derer, die nur mit Formen oder Vermögen operieren, durch die man nichts lernt. Als ich aber danach versucht hatte, die Prinzipien der Mechanik selbst zu vertiefen, um die Naturgesetze, die die Erfahrung zu erkennen gab, zu begründen, bemerkte ich, daß die bloße Betrachtung einer ausgedehnten Masse nicht genügte und daß man den Begriff der Kraft hinzunehmen mußte, der sehr wohl verständlich zu machen ist, obwohl er ins Gebiet der Metaphysik gehört“ (Kl. Schr., S. 202).

Die natürliche Materie, die aus energiegeladenen, in ständiger Wirksamkeit begriffenen Teilchen besteht, wird nach dem Vorbild des lebendigen Organismus gedacht. Das Urerlebnis der Ganzheit der lebendigen Natur, jene intuitive Erfahrung, die wir beispielhaft mit dem meditierenden Spaziergang im Rosental in Verbindung bringen können, ist zugleich das Schema-Bild für die Auslegung des Seins überhaupt. Die Welt wird wie ein großer Organismus begriffen, in dem die individuellen selbständigen Zellen zugleich unselbständige Glieder des großen Ganzen sind.

„So gibt es nichts Ödes, nichts Unfruchtbares, nichts Totes im Universum, kein Chaos, keine Verwirrung außer dem Anschein nach; etwa in demselben Sinne, wie es

bei einem Teiche scheinen kann, den man in einer gewissen Entfernung betrachtet, in der man sozusagen nur eine verworrene Bewegung und ein Gewimmel von Fischen sieht, ohne die Fische selbst zu unterscheiden“ (Kl. Schr., S. 470).

Wer denkt dabei nicht an den Eindruck, den der Spaziergänger im Rosental empfangen haben mag?

Nur sehr selten hat LEIBNIZ Nachrichten aus seinem Leben gegeben, die uns Rückschlüsse auf die Antriebe und Verfahrensweisen seines Denkens geben. Auch seine zahlreichen Briefe sind fast immer rein auf die Besprechung von sachlichen Gegenständen gerichtet und meiden peinlich persönliche Bekenntnisse. So gewinnen die wenigen Zeugnisse, die von seiner Denkentwicklung berichten, für den heutigen Leser um so größeren Wert, weil dieser von da aus die individuelle Erfahrung erspüren kann, die dem System zugrundelag. Sagt diese gleichsam psychologische Annäherung auch nichts über die sachliche Bedeutung des Werks, so erleichtert sie doch dem heute an der verstehenden Methode geschulten Leser den Zugang.

Wir haben drei Selbstzeugnisse von LEIBNIZ wiedergegeben, die sich auf seine philosophische Grundidee beziehen. Diese Stellen, eine aus einem Briefe und zwei aus systematischen Abhandlungen, vermitteln nicht zufällige biographische Daten, sondern bezeichnen den Einsatzpunkt, von dem her LEIBNIZ seine Metaphysik entwickelte. Sie sind, in dem Zusammenhang des Textes, Hinweise auf das Selbstverständnis des Philosophen, der darin andeutet, auf welches „Konzept“ er seine Weltauslegung zurückbezieht, an welchem „Paradigma“ er sich orientiert. Es ist also gerechtfertigt, wenn wir eine zusammenfassende Darstellung des LEIBNIZschen Weltbildes des „universellen Harmonie“ mit einer Paraphrase über diese drei autobiographischen Zeugnisse einleiten. Diese ergeben nämlich ein Bild, einen Anschauungsinhalt, der die schwierige, abstrakte Struktur des LEIBNIZschen Systems einsehbar macht. LEIBNIZ selbst schien es wichtig, das Gesagte immer wieder an Vorstellungen zu verdeutlichen, die einen formalen Sachverhalt imaginativ faßbar machen sollten. In diesem Sinne sind die zitierten Erinnerungen als Reproduktionen der Einbildungskraft zu verstehen, die ein sinnliches Schema wachrufen, welches ein verifizierbares Medium zwischen dem Philosophen und seinem Leser herstellen soll.

Es ist also nicht nur für das „Verstehen“ des LEIBNIZschen Denkens, sondern auch für den Fortgang der Explikation von Belang, das Schema-Bild richtig zu erfassen, unter dem er seine Grundidee vorstellt. LEIBNIZ liebte an zentralen Punkten seines Denkens den Gebrauch von Vergleichen, Bildern und Gleichnissen, deren Bedeutung oft auf den gleichen Kerngedanken verweist. Man könnte einige metaphorische Grundstrukturen für die Gleichnisse ermitteln, die den Grundzügen seines Systems entsprechen. So etwa, wenn das Uhrengleichnis den Parallelismus von innerer Verfassung der Monade und äußerer Verfassung der Welt veranschaulicht oder wenn das Gleichnis von dem Wanderer, der eine Stadt um-

schreitet und von verschiedenen Standpunkten aus ihre verschiedenen Ansichten aufnimmt, die Perspektivität der Erkenntnis und die Relativität der Wahrheit deutlich macht. Während solche Gleichnisse aber den abstrakten Gedanken voraussetzen, scheint es bei dem geschilderten Eindruck der organischen Ganzheit eines Vielfältigen in der natürlichen Umgebung des Rosentals umgekehrt: Hier „weckt“ der Eindruck erst den Gedanken. Der Ausbau des Systems am Leitfaden der Strukturidee, die der Idee der Substanz gleichrangig zur Seite gestellt wird, und die daraus resultierende Dialektik von Substanz und Struktur als die Bewegungsform, in der sich die universelle Harmonie oder die Einheit einer Welt von vielen Einzelsubstanzen verwirklicht, hängen eng mit diesem Grundgedanken zusammen.